

Manfred Stürzbecher (Hrsg.), *Deutsche Ärztebriefe des 19. Jahrhunderts* (= Quellensammlung zur Kulturgeschichte, hrsg. v. Wilhelm Treue, Bd. 19), Musterschmidt Verlag, Göttingen/Frankfurt/Zürich 1975, 216 S., engl. brosch., 48 DM.

Manfred Stürzbecher möchte mit der angezeigten Quellensammlung versuchen, an Hand von Briefen »einen gewissen Einblick in die Lebensverhältnisse von Ärzten im vorigen Jahrhundert zu geben« (S. 7). Die ausgewählten Dokumente sollen keine Geschichte der Medizin eines Jahrhunderts ersetzen, sollen aber deutlich machen, »daß die Korrespondenz von Ärzten als eine wichtige Quelle anzusehen ist« (S. 9). Mit dieser Sammlung sollen bisher unveröffentlichte Briefe einem großen Leserkreis als Quellenlesebuch zugänglich gemacht werden. Ferner ist es Absicht des Herausgebers, »an Hand von Briefen auf kulturhistorische Zusammenhänge des Gesundheitswesens und der Medizin im 19. Jahrhundert aufmerksam zu machen« (S. 10).

Als wesentlichste Einschränkungen dieser weitgefaßten Ziele nennt der Herausgeber die Abhängigkeit von den erhaltenen und ausgewählten Briefen und ihren Autoren. Ferner geben die Briefe die wissenschaftshistorischen Vorgänge, die Ablösung der naturphilosophischen Medizin durch die naturwissenschaftliche Medizin, nur unvollkommen wieder; die Briefe sind daher vor dem Hintergrund dieses Prozesses zu sehen. Manfred Stürzbecher, der beste Kenner der Geschichte des öffentlichen Gesundheitswesens Deutschlands, veröffentlicht Briefe vorwiegend aus Archiven der DDR, die er vor nunmehr annähernd zwanzig Jahren eingesehen und kopiert hat und die heute der westdeutschen Forschung nahezu unzugänglich sind: das ehemalige Preußische Geheime Staatsarchiv, das Literatur-Archiv der Berliner Akademie der Wissenschaften, die Sammlung Darmstädter der Staatsbibliothek in Berlin und das Ernst-Haeckel-Haus in Jena. Provenienz und Inhalt der Dokumente beschränken sich daher vor allem auf den mittel- und ostdeutschen Raum.

Die vierzig Autoren und auch die Empfänger der insgesamt achtzig edierten Schriftstücke sind in der weitaus größten Zahl berühmte Ärzte, die zu den bedeutendsten Wissenschaftlern ihrer Zeit gehörten. Christoph Wilhelm Hufeland, Johann Evangelista Purkinje, Johannes Müller, Emil du Bois-Reymond, Max Pettenkofer, Rudolf Virchow, Johann von Mikulicz-Radecki und Emil von Behring seien genannt. Die Briefe geben Einblicke in die Organisation des Medizinalwesens, in die Krankheiten hochgestellter Persönlichkeiten, in den persönlichen Lebensbereich und den Bekannten- und Freundeskreis berühmter Ärzte. Den größten Raum nehmen Schreiben über wissenschaftliche Arbeiten und insbesondere Hochschulangelegenheiten ein; in den letztgenannten Mitteilungen zeigt sich, daß sich die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen jener Zeit in einem überaus harten Konkurrenzkampf an den Universitäten niederschlugen.

Die Texte wurden vom Herausgeber jeweils mit einer kurzen Biographie ihres Autors versehen. Biographische Daten des Empfängers und sonst genannter Personen sowie sachliche Hinweise, gegebenenfalls mit weiterführenden Literaturangaben, finden sich in den Erläuterungen. Ein Sachregister, ein geographisches Register und ein Personenregister runden die gute Ausstattung des Buches ab.

Der Quellenwert der Briefe ergibt sich, da hier keine systematische Sammlung zu einem Thema oder einer Person vorliegt, aus der jeweiligen Fragestellung. Während die Schreiben Max Pettenkofers (S. 72–78) für eine Untersuchung zur Entwicklung der öffentlichen Hygiene von Belang sind, geben die Briefe Carl Rabls an seinen Lehrer Ernst Haeckel (S. 149–160) Hinweise auf die Entwicklung der Abstammungslehre. Hingegen sind die Briefe Rudolf Virchows von 1848 und 1849 an seinen Freund Wilhelm von Wittich (S. 92 ff.) nicht nur von einer ansprechenden literarischen Kraft, sondern zeigen Hochgefühl und bald folgende Resignation des Revolutionärs von 1848. Hervorzuheben sind die am Ende des Bandes aufgeführten Briefe des praktischen Arztes Dr. Friedrich Hermann Otto und des Kreisphysikus Dr. Werner Friedrich Eduard H. Joesting an Rudolf Virchow (S. 176–178).

Hier wird die Belastung, soziale Bedrängnis und Not des praktizierenden Arztes spürbar – Otto hatte seine Praxis in einem Industrievorort Magdeburgs, Joesting saß in einem Dorf in der rheinischen Provinz.

Gerade diese Briefe zeigen das Dilemma der vorliegenden Sammlung. Stürzbecher kommt das Verdienst zu, diese Dokumente der Forschung zugänglich gemacht zu haben. Vor allem durch den beigefügten Apparat werden auch kulturhistorische Zusammenhänge des Gesundheitswesens und der Medizin im 19. Jahrhundert in Schlaglichtern aufgezeigt. Doch kommt hier wieder nur die vergleichsweise dünne Oberschicht von berühmten Ärzten, Wissenschaftlern und Beamten zu Wort. Einen Einblick in die Lebensverhältnisse der praktizierenden Ärzte, die die medizinische Versorgung der breiten Bevölkerung sicherzustellen hatten, kann die vorliegende Sammlung mithin nicht gewähren. Hier wären zahlreiche weitere Briefe und Dokumente niedergelassener und beamteter Ärzte nötig. Stürzbecher weist selbst darauf hin, daß eine umfassende Geschichte der Armenärzte Berlins noch aussteht (S. 181). Darüber hinaus ist eine Kultur- und Sozialgeschichte der Ärzteschaft im Zeitalter der Industrialisierung Deutschlands sicherlich weiterhin ein wesentliches Desiderat der Medizinhistorie.

Alfons Labisch

Carsten Küther, Räuber und Gauner in Deutschland. Das organisierte Bandenwesen im 18. und frühen 19. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 20), Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1976. 197 S. und 2 Faltkarten, kart., 24 DM.

Der »Sozialbandit« wird heute weitgehend als eine Abart des bäuerlichen Rebellen betrachtet, obwohl der Grad seines politischen Bewußtseins und die Grenze, welche ihn vom gewöhnlichen Räuber trennt, umstritten bleiben. Fest steht jedenfalls, daß dieser Typus des »edlen Räubers« seinem eigenen und dem bäuerlichen Rechtsempfinden nach genau das Gegenteil eines Verbrechers ist, nämlich ein Verteidiger oder Wiederhersteller des eigentlichen Rechts. Solche Bauernvertreter sind im deutschen 18. Jahrhundert, dem Hauptfeld der Untersuchungen Küthers, kaum zu finden, außer im Fall des »bayrischen Hiesel«, der laut Verfasser eindeutig zu ihnen gehört. Das Gros der mitteleuropäischen Räuber des 18. Jahrhunderts bestand aus Mitgliedern der eben *nicht* in die »rechtschaffene« Gesellschaft integrierten, sondern aus ihr verstoßenen Randschichten und Außenseiter: »unehrliche« Gewerbe, entwurzelt Vagantenvolk, Zigeuner, Juden, die Subkultur der oft erblichen Kriminalität. Der Verfasser sucht in dieser interessanten Studie über Räuber und Gauner in Deutschland im Zuge eines Vergleichs zwischen den beiden Räubertypen zu beweisen, daß der in eigener und gesellschaftlicher Wertschätzung anti-soziale Räuber auch zum Teil als Vertreter der sozialen Rebellion angesehen werden kann.

Der Vergleich zwischen den beiden Räubertypen ist begrüßenswert. Die Struktur der bäuerlichen Bande ist straffer und militärischer, da sie – eben weil in der Öffentlichkeit lebend und nicht insgeheim, dank der bäuerlichen Unterstützung – ständig kampfbereit sein muß und auch weil Übergriffe gegen das Rechtsgefühl der Bevölkerung durch den Führer verhindert bzw. bestraft werden müssen. Umgekehrt ist die Gaunerbande loser und »freiheitlicher« organisiert, tritt oft nur bei Aktionen als Bande auf und hält hauptsächlich als Teil eines über große geographische Gebiete verbreiteten und durch persönliche und Familienbande verbundenen Netzes der Asozialen zusammen. Während die Bauernbande, bei der – wenigstens bei den Wilderern des Bayrischen Hiesel – das finanzielle Moment kaum die Hauptrolle spielt, den Rückhalt in der normalen ländlichen Gesellschaft findet, bedarf die Gaunerbande einer Organisation der Hehler und der »sicheren Häuser« unter den Randgruppen und Außenseitern der Gesellschaft. Die Parallelen der einen mit der klassischen ländlichen Guerrilla, der andern mit gewissen modernen Formen der minoritären Terroraktion liegen nahe.